

Friedrich Weibel

1. Platz – Prosa Erwachsene

Weg mit Euch

Seine Worte waren hart. Sie erinnerten mich an die Steine, die auf dem steilen Wanderweg dem entschlossenen Tritt des Bergsteigers weichen müssen. Die kleinen Steine knirschen bloss unter dem schweren Schuh und spicken zur Seite. Aber die etwas grösseren kollern zu Tal, *bump, bump bump*, und niemand würde sie mit Absicht talwärts kicken. Jedenfalls glaube ich es nicht.

Wissen kann ich es nicht, deshalb muss ich es glauben. Der Glaube an die fehlende Absicht erspart mir die Einsicht, dass das Böse ganz in der Nähe ist, obwohl ich genau das wissen müsste.

Nein, auch seine Worte waren nicht von Absicht geprägt. Genauer gesagt, es fehlte ihnen jeder Anflug von Vorsatz. Aber sie waren hart, wie die Steine, die zu Tal rumpeln und den ahnungslosen Wanderer weiter unten, ausser Sichtweite, am Kopf treffen. Dieser taumelt, bricht zusammen, Blut strömt aus einer faustgrossen Wunde gerade oberhalb des linken Auges. Seine Kameraden leisten erste Hilfe, einer telefoniert, keiner weint. Für die Rega ist das Wetter zu schlecht. Deshalb hört der Wanderer oben auf dem Weg nichts von dem Tumult, den er ausgelöst hat mit seinem harten Stein, von dem er hoffte, er würde an einem Baum abprallen und harmlos liegen bleiben.

Die harten Worte bleiben aber nicht liegen, und schon gar nicht harmlos. Der Vater sagt zur Mutter: «Wenn ich nochmals zurückkönnte, hätte ich keine Kinder.» Sie streiten laut. Die Kinder hören durch den Türspalt, aber nur einer versteht, was der Vater der Mutter sagen will.

Sie: «Dann musst du nicht vier Kinder machen!» Er: «Du warst genauso dabei wie ich!» Er war stark wie ein Bär. Er würde sie nie schlagen, denn er hatte Prinzipien. Mutter war wendig und schlau. Die Kinder – wie sagt man? – konnten es kaum erwarten, ihren eigenen Weg zu gehen. In Kürze waren sie über die Welt verstreut. Sie telefonierten oft, standen einander bei, keiner weinte. Der Weg nach Hause war steinig und steil. Man sollte ihn meiden.

Der Vater ist verletzt. Er war die Kellertreppe hinuntergefallen. Er krümmt sich vor Schmerzen. In dieser Zeit spricht er oft von seinem Vater, den er auf dem letzten Weg begleitet hatte. «Sohn, hast du noch eine Zigarette?» Im alten Krankenwagen zum Inselspital reicht er ihm eine Parisienne. Den Tumor im Gehirn können sie dort auch nicht operieren. Der Grossvater stirbt jung und der noch jüngere Vater klagt unter Tränen: «Vater, Vater, warum hast du mich verlassen?»

Die Antwort bleibt aus, aber die Frage prägt sich ein. Die rostigen Schilder am Wanderweg hoch zum Kurhaus warnen vor Steinschlag, doch er liest: «Vater, Vater, warum hast du mich verlassen?» Es macht sich die Frage zu eigen, die sich über die Generationen ergiesst wie die Wasserfälle in der Leventina, vorbei an beleuchteten Kirchen. Im Kehrtunnel des Lebens wechseln sich Licht und Dunkelheit auf dem Weg nach oben ab, dessen Ziel nochmals ein Tunnel ist, der längste überhaupt. Es könnte sein, dass mich der Gedanke quält, es könnte auch die Frage meines Sohnes sein.

Oh, wären seine Worte Steine! Welche Gnade würde mir zuteil, wenn Worte erschlagen könnten, statt zu quälen! Warum greift keiner nach den Steinen auf dem elenden Wanderweg und schlägt zu? Wissen sie nicht, dass ich gesündigt habe? Soll es mich trösten, dass ihr auch Sünder seid und deshalb keinen Stein nach mir werfen wollt?

Ich fürchte die Feigheit der Menschen mehr als ihren Übermut. Die Feigheit versteckt sich vor der Verantwortung und zerstört durch eitles Nichtstun. Sie macht den Menschen unberechenbar, weil ihre Unterlassung in der Wirkung nicht immer nachvollziehbar ist. Die Feigheit täuscht Erkenntnisprobleme vor und drückt die Wanderkarte dem unerfahrenen Wegbegleiter in die Hand, damit er sich später erklären kann: «Ich bin nicht schuld, dass wir den falschen Weg eingeschlagen haben.»

Der Übermut hingegen zerstört unmittelbar. Er täuscht Erkenntnisprobleme nicht vor, er negiert sie. «Ich kenne den Weg. Mir nach!» Dabei tritt er ohne Rücksicht Steine los. Dieser Typ ist berechenbar. Man sollte ihm aus dem Weg gehen, so man wollte – oder könnte.

Seine Worte waren hart, weil er sich weder der Feigheit noch dem Übermut verpflichtet fühlte. Er sagte die Dinge plastisch, also dreidimensional, direkt. Zum Polizisten konnte er sagen: «Ich zahle Ihren Lohn.» Das sagte er sachlich, gar hilfreich, hinweisend, wie wenn er gesagt hätte: «Ihr Auto hat einen Platten.» Dabei blieb er im Ton höflich und bestimmt. Und trotzdem verletzte er. Sämtliche Beteuerungen mit dem Verweis auf Ehrlichkeit, dass dem nicht so sei, mussten fehlschlagen. Der gerade Weg mitten durch, vorbei an Feigheit und Übermut, aber nicht frei von gekränktem Stolz, kam nicht ohne Steinschlag aus.

Natürlich mag man einwenden, dass der Vater auf dem Weg durchs Leben verletzten muss. Das hat damit zu tun, dass er in seiner Autorität der Solidarität ungenügend nachkommen kann. Aber wir erkennen seine Schwächen, die ihn und uns entlasten, weil wir seine Kinder sind und er uns darin seine Verletzlichkeit offenbart, die uns den Zugang zu ihm erst ermöglicht.

Die Härte ist die Wächterin der Liebe. Sie ist der Stein vor dem Grab, in dem wir ewige Gewissheit vermuten.

Aber wir Kinder können die Wächterin nicht sehen und noch viel weniger, was sie verbirgt. Wir sind ungeduldig und möchten vorwärtskommen. Wir haben bereits gelernt, dass der Weg lang und steinig ist. Wir spüren nur die Härte des Vaters und die lastende Vermutung der vorsätzlichen Verletzung gilt. «Er bestraft uns, weil er uns verlassen will.»

«Das ist nicht möglich», sagt mein Bruder und verweist auf die Treue des Vaters. «Er hat gesagt, er würde Mutter nie verlassen. Demnach würde er uns auch nicht verlassen.»

«Das ist nicht logisch», entgegne ich in der Hoffnung, dass er mir nochmals widersprechen würde. «Wir sind nicht die Mutter. Wir sind die Kinder und wir stören ihren gemeinsamen Weg.»

Mein Bruder schweigt. Ich will weinen. Aber er kommt mir zuvor und Tränen tropfen über seine jungen Wangen; wie losgetretene Steine kollern sie runter ins Tal, wo sie die noch unbekannte Verletzungen markieren.

Ich fühle mich schuldig, aber nicht so richtig. Ich bin älter und ich merke, dass meine Worte auch Härte zeigen. Werde ich jetzt erwachsen? Wird mein Bruder dennoch erkennen, dass ich ihn liebe? Weiss er nicht, dass wir auf diesem Weg gemeinsam unterwegs sind, er nur kurz hinter mir, und meine Härte ihm den Weg weist? Zumindest hoffe ich es. Wir, wir, wir! Wieso sollte er anders sein als ich?

Mein Vater hat auf die entsprechende Frage geantwortet: «Der Staat, das sind wir.» *L'Etat, c'est nous*. Damit es unmissverständlich ist: Nicht alle seine Worte waren hart. Wenn Vater von «Wir» sprach, dann klang es weich und lieblich. Das «Wir» füllte er mit warmer Verbundenheit. Wenn er sagte: «Wir machen das so», dann meinte er, dass wir das gemeinsam anpacken, jeder nach seinen Kräften und mit Rücksicht auf die Schwächen aller. Auf den Wanderungen trug er zwei Rucksäcke und den jüngsten Bruder oben drauf. Er hatte nie den Anspruch, zuerst im Kurhaus anzukommen. Sein Augenmerk galt dem Zurückgebliebenen. In seiner Freizeit kümmerte er sich um einen Freund, der nach einem Schlag-

anfall an den Rollstuhl gebunden war. Vater brachte ihn zum Lachen und gab ihm Hoffnung. Wie gesagt, Vater war ein Bär. Er konnte seinen Freund in die Arme nehmen und die lange Treppe hoch zur Kathedrale tragen. Warum auch nicht? Es machte beiden eine Höllenfreude.

Dann, nach dem Treppensturz, wurde er schwach. Niemand kümmerte sich um ihn. Die Söhne, über die Welt verstreut, hatten ihren Weg gemacht. Im Heim für alte Menschen zeigte er nochmals Härte und, so schien es, ohne die erlösende Macht der gnädigen Umstände.

«Zeit zum Abendessen!» Auf den Wanderungen pflegte er zu sagen: «Wer rastet, rostet.» Im Heim für alte Menschen gelten andere Regeln. Da gibt es Pausen beim Rasten. In regelmässigen Abständen erklingt der dumpfe Gong durch die Hallen und ruft zum Essen. Jahrelang, bis der Weg zu Ende ist.

An einem Sonntag sind alle Kinder in der Stadt. Von weither haben sie den Weg in die Heimat auf sich genommen. Sie beschliessen, den Vater zu besuchen und wandern durch das einsame Tal.

Sie treten ein in das Heim für alte Menschen. Sie sehen Vater, der am Tisch sitzt und Gemüsesuppe löffelt. Auf seinem Kopf ist eine Verletzung, wie von einem Steinschlag von vor langer Zeit. Jetzt, wo die Haare beinahe alle weg sind, sieht man sie deutlich.

Vater schaut auf. Er sieht seine Kinder. Damit hat er nicht gerechnet!

Sachlich, hinweisend, bestimmt sagt er zum letzten Mal:

«Ich esse. Ihr stört.»

«Weg mit Euch!»